

# Lektüredossier

## Best Practice

Simone Bleuer

Auer, Peter (2004): Sprache, Grenze, Raum. In: Zeitschrift für Sprachwissenschaft 23. 149-179.

---

Im Aufsatz von Peter Auer wird die Persistenz nationalstaatlicher Denkschemata von professionellen wie nicht-professionellen (ethnolinguistischen) Sprachbetrachtenden im Kontext von Dialekten und Nationalsprachen fokussiert. Sie habe dazu geführt, dass nach wie vor eine teilweise unhinterfragte Interdependenz von Sprache und Raum bestehe, welche sich ebenso in einem Defizit theoretischer Überlegungen zur Konzeption und Perzeption von Raum in der Sprachwissenschaft zeige. Über weite Strecken werde der sprachlich-geographische Raum ‚naiv‘ gedacht, also als natürlich gegeben und in dieser Weise natürlich mit sprachlichen Varietäten verbunden verstanden. Auer plädiert in seinem Artikel demgegenüber für ein konstruktivistisches Verständnis von sprachlich-geographischen Räumen.

Zur Kontextualisierung der Problematik geht er in einem ersten Schritt historischen Verflechtungen der Dialektologie – insbesondere der Dialektkartographie – und der Nationalstaatenbildung nach. Er zeigt auf, dass beide Phänomene im 19. Jahrhundert ein neues Interesse und Verständnis von Grenzen und Grenzziehungen begründeten. Die Dialektologie habe bald merken müssen, dass keine starren Grenzen zwischen verschiedenen Dialekten eruiert werden können. Dennoch etablierte sich analog zu nationalstaatlichen Vorstellungen die populäre Imagination kategorisch trennbarer, an starre geographische Räume gebundene, sprachliche Grössen: Sprachkarten teilten ein Gebiet in vermeintlich nach innen wie aussen abgeschlossene, kugelartige Gebiete auf. Nebst der Heterogenität und Hybridität nach innen waren natürlich auch die Grenzen zwischen den verschiedenen Nationalstaaten in sprachlicher Hinsicht keineswegs starr und abgeschlossen. Auers Abriss über die Geschichte zeigt, dass einerseits die historische Instrumentalisierung der Dialektologie, andererseits die Herausbildung von Standardsprachen als politisches Mittel die Vorstellung von sprachlichen Grenzen begründete. Gerade um die Zeit des Ersten Weltkriegs diente die Behauptung sprachlicher Homogenität in hohem Masse der Stiftung binnenstaatlicher Inklusion und aussenstaatlicher Exklusion.

Entgegen diesem nationalstaatlich-fundierten, essentialistischen Raumkonzept stellt der Autor in einem zweiten Schritt ein konstruktivistisches Verständnis von ‚Raum‘ vor,

wobei er sich auf den Soziologen Georg Simmel beruft. Der Raum wird hier nicht als per se geographisch gegeben, sondern als ein mentales Konstrukt begriffen, welches die Wahrnehmung ordnet. Politische, konfessionelle oder geographische Unterschiede können in dieser Hinsicht zwar auf die mentalen Grenzen einwirken, nicht jedoch direkt auf die sprachlichen Divergenzen im Raum selbst. Dies veranschaulicht Auer anhand von *mental maps*, also Karten, in welchen Laien ihre mental-konzeptualisierten Vorstellungen von räumlicher Aufteilung einzeichnen. Frühere politische Grenzen können zum Beispiel dazu führen, dass Laien zwischen zwei Räumen starke sprachliche Divergenz manifestieren, obwohl diese linguistisch nicht vorhanden sind. Die Dialektgrenze kann folglich als symbolisches Resultat von (ehemaligen) politischen Grenzen begriffen werden, welche mental verankert sind: Die sprachliche Komplexität wird über den mentalen Raum reduziert.

In einem dritten Schritt geht der Aufsatz der Frage nach, ob analog zu den dialektalen Grenzen auch im nationalstaatlichen Zusammenhang (ehemalige) politische Grenzen zu wahrgenommenen oder faktischen sprachlichen Unterschieden führen können. Auer betrachtet dies entlang der Grenzen Deutschlands zu den anliegenden Staaten. Tatsächlich kann gezeigt werden, dass die ethnodialektologische Vorstellung von Raum sowie die Macht von nationalstaatlichen Standardvarietäten das Sprachverhalten beeinflussen und damit Divergenz konstruieren, wobei das Verhältnis Deutschland-Österreich (noch) einen Ausnahmefall darstellt. Auer kann beispielsweise veranschaulichen, dass die Unterschiede zwischen den Regionalsprachen an der deutsch-schweizerischen Grenze stetig zunehmen, da Veränderungen die staatliche Grenze nicht mehr überschreiten. Die Staatsgrenze wirkt als mentale Grenze und damit als zunehmende sprachliche Grenze – mentale Konzeptionen wirken produktiv und beginnen sich real zu manifestieren.

Zusammenfassend muss nach Auer das traditionelle Verhältnis Sprache-Grenze-Raum umgedacht werden. Geographische, politische oder konfessionelle Grenzen sind nicht per se gegeben und haben daher zu keinem Zeitpunkt direkt sprachliche Differenz beeinflusst. Vielmehr handelt es sich bei denselben um mentale Konstrukte, welche identitätsstiftend wirken, sprachliche Gemeinschaften als „*imagined communities*“ (Benedict Anderson) begründen und somit Grenzen erst hervorbringen.

Anne-Sophie  
Schweizer

## Günthner: Grammatikalisierungs-/ Pragmatikalisierungserscheinungen im alltäglichen Sprachgebrauch. Vom Diskurs zum Standard?

Günthner, Susanne (2005): Grammatikalisierungs-/ Pragmatikalisierungserscheinungen im alltäglichen Sprachgebrauch. Vom Diskurs zum Standard? In: Ludwig M. Eichinger / Kallmeyer, Werner (Hg.): Standardvariation. Wie viel Variation verträgt die deutsche Sprache? Berlin/New York. 41-62.

Günthner legt in ihrem Artikel dar, dass bei der Betrachtung der Sprachverwendung in alltäglichen Interaktionen Konstruktionen entdeckt werden können, die von der standardsprachlichen Norm abweichen. Diesen „Regelwidrigkeiten“ sei gemein, dass sie in Kontexten der gesprochenen deutschen Alltagssprache verwendet würden, jedoch als standardsprachlich nicht „korrekt“ gälten (Günthner 2005: 43). Die Untersuchung davon ergäbe folgende Fragen (ebd.):

- (i) Weisen diese Konstruktionen bestimmte Funktionen auf, die systematisch zu beschreiben sind? Gibt es hierbei also systematische Form-Funktions-Korrespondenzen?
- (ii) Handelt es sich um vorübergehende, rein mündliche bzw. regional und sozial begrenzte Erscheinungen oder aber um Konstruktionen, die in einigen Jahren vielleicht Teil der Standardsprache sein könnten?
- (iii) Sollten wir diese Konstruktionen im Deutsch als Fremdsprache-Unterricht korrigieren – auch wenn deutsche MuttersprachlerInnen sie im Alltag verwenden?

In Anschluss daran verweist Günthner auf die Grammatikalisierungstheorie, welche den Standpunkt vertrete, dass Grammatik sowie grammatische Konstruktionen und Regeln keine stabilen, jenseits der Sprachverwendung existierende Entitäten darstellten, sondern diese erst durch das Sprechen entstünden.

In ihrer Analyse von *obwohl*- und *wobei*-Konstruktionen will Günthner verdeutlichen, dass die als „ungrammatisch“ geltenden Verwendungsweisen dieser Konstruktionen Funktionen innehaben, die sich nur wenig mit ihren traditionellen Bedeutungen als Konzessivsubjunktion bzw. Relativadverb decken. Dies tut sie anhand diverser Beispiele aus dem deutschen mündlichen Sprachgebrauch. Zuerst nennt Günthner danach zusammenfassend die Merkmale, durch welche sich die vorliegende Verwendung von *obwohl* auszeichnet (ebd., 47f.):

- (i) Es kommt primär in gesprochenen Daten vor; (ii) es steht in Initialposition, d.h. in der Vor-Vorfeldposition und ist nur lose mit dem Folgesyntagma verbunden; (iii) es ist optional, d.h. grammatisch und semantisch nicht-obligatorisch; (iv) es handelt sich hierbei um eine „marginale Form“ der Grammatik; d.h. es ist nur schwer in traditionelle Wortklassen einzuordnen; (v) es ist durch die Reanalyse einer Subjunktion entstanden; (vi) es operiert auf der Diskursebene; (vii) es hat eine primär pragmatische Funktion [...]

Das *wobei* wiederum rückt in der gesprochenen Sprache – im Unterschied zu traditionellen Verwendungsweisen – in das Vor-Vorfeld und fungiert dort als Diskursmarker, der eine Korrektursequenz einleitet.

Günthner kommt somit zum folgenden Fazit (ebd., 49f.):

Die vorliegenden Beispiele verdeutlichen, dass die konzessive Subjunktion *obwohl* sowie das Relativadverb *wobei*, die traditionellerweise die Position der linken Satzklammer innehaben, im gesprochenen Deutsch als im Vor-Vorfeld positionierte Diskursmarker reanalysiert werden. [...] Die Analyse [...] verdeutlicht also, dass *obwohl* und *wobei* mit Verbzweitstellung nicht einfach mündliche Varianten repräsentieren, sondern dass die Opposition zwischen Verbend- und Verbzweitstellung funktional eingesetzt wird.

Im dritten Kapitel stellt sich Günthner die Frage, inwiefern diese Verwendungsweisen in Grammatiken, welche beanspruchen, die tatsächliche Sprachwirklichkeit zu erfassen, thematisiert werden. Zur Beantwortung untersucht sie die Ausgaben der Duden-Grammatik von 1984 bis 2001 und einige andere Grammatiken wie etwa „Grundriss der deutschen Grammatik“ von 1999 (ebd., 54) oder „Fehlerfreies und gutes Deutsch“ von 2003 (ebd., 55). Insgesamt zeigt sich, dass, während in den 80er Jahren noch kein Eintrag zu *obwohl*, *wobei* und *weil* mit Verbzweitstellung zu finden war, sich in Grammatiken Mitte/Ende der 90er Jahre bereits erste Hinweise auf eine Verwendung in der gesprochenen Umgangssprache zeigen, wenn sie auch nicht standardsprachlich akzeptiert sind.

Im letzten Kapitel beantwortet Günthner die drei zu Beginn gestellten Ausgangsfragen.

Zu (i): Günthner kommt durch ihre Analysen zum Schluss, dass es sich bei der Verwendung von *obwohl* und *weil* mit „Hauptsatzstellung“ keineswegs um Performanzentgleisungen handelt, sondern dass die Opposition zwischen Verbend- und Verbzweitstellung funktionell eingesetzt wird.

Zu (ii): Die Frage der historischen Kontinuität der vorliegenden Konstruktionen kann zwar nicht vollständig geklärt werden – das Problem für die Beantwortung dieser Frage liegt in ihrer Mündlichkeit begründet – doch zeigen Korpusuntersuchungen der letzten 30 Jahre einerseits eine deutliche Zunahme dieser ‚ungrammatischen‘ Konstruktionen, andererseits auch eine zunehmende Tendenz zur Verwendung dieser Konstruktionen jenseits der informellen Umgangssprache.

Zu (iii): Günthner ist der Meinung, dass der Deutsch-als-Fremdsprache-Unterricht selbstverständlich Sprachnormen lehren sollte, aber auch verschiedene Existenzformen von Sprache, wie sie in der deutschsprachigen Lebenswelt auftreten.

**Franziska Keller**

## Grammatikalisierung: Von der Performanz zur Kompetenz ohne angeborene Grammatik

Haspelmath, Martin (2002): Grammatikalisierung: Von der Performanz zur Kompetenz ohne angeborene Grammatik. In: Krämer, Sybille / König, Ekkehard (Hg.): Gibt es eine Sprache hinter dem Sprechen? Frankfurt. 262-286.

Mit der in Krämers und Ekkehards Sammelband diskutierten Frage „Gibt es eine Sprache hinter dem Sprechen?“ sind fünf grundlegende Kontroversen verbunden, wobei sich Haspelmath primär mit jener zur Interaktion zwischen Kompetenz und Performanz sowie mit jener zur Prästrukturierung beschäftigt.

Der Konstruktivist Haspelmath bejaht die Frage nach der Existenz eines gespeicherten Sprachwissens, geht im Gegensatz zu den Nativisten jedoch nicht davon aus, dass es eine Universalgrammatik gibt. Stattdessen entstehe die Grammatik als Nebenprodukt des Sprechens in sozialen Interaktionen. Diesen Prozess bezeichnet er als *Grammatikalisierung* und nimmt im Zusammenhang mit dem Versuch von Psammetich II an, dass eine grammatiklose Sprache erwerbbar ist, da Grammatik kein biologisch notwendiger Teil der Sprache sei.

Unter Zuhilfenahme mehrerer Beispiele definiert Haspelmath die Grammatikalisierung „als das allmähliche Entstehen von festen Mustern (= grammatischen Schemata) aus lockeren, diskursiven Strukturen und das gleichzeitige Entstehen von abstrakten Elementen (= grammatischen Elementen) aus konkreten Elementen“ (Haspelmath 2002: 270). Die zentralen Erkenntnisse der Grammatikalisierungstheorie sind bereits bei Humboldt zu finden, der sich aber noch nicht bewusst war, dass die Grammatikalisierung einen zyklischen, gerichteten und allmählichen Prozess darstellt.

Als Grund für den zyklischen Charakter der Grammatikalisierung nennt Haspelmath deren sozialen Ursprung, wobei er annimmt, dass die Grammatikalisierung einem sprachlichen Inflationsprozess gleichkomme: Indem der einzelne Sprecher versucht, seine eigene Sprache wertvoller zu gestalten, ergibt sich auf höherer Ebene ein Werteverlust der neu eingeführten Wörter und Konstruktionen, was Keller als „Invisible-hand-Prozesse“ bezeichnet. Dies trifft nicht nur auf lexikalische, sondern auch auf grammatische Elemente zu, bei denen sich meist ein Schrumpfungs- und Verschmelzungsprozess ereignet. Die Unidirektionalität der Grammatikalisierung lässt sich mit demselben Modell erklären, denn die einzelnen Sprecher haben keine Motivation, Ausdrücke mit einem geringeren Wert als normalerweise zu gebrauchen.

Als Argument für die Universalgrammatik nennen Nativisten oft die Kreolsprachen, welche aus Pidginsprachen entstanden, im Gegensatz zu diesen aber nicht grammatiklos sind. Allerdings stehen einige Eigenschaften der Kreolsprachen im Widerspruch zu der Hypothese einer angeborenen

renen Grammatik und werden adäquater durch die Annahme einer beschleunigten Grammatikalisierung erklärt. Auch das vereinzelt als Muttersprache vorkommende Esperanto lässt das Postulat einer Universalgrammatik zweifelhaft erscheinen, da seine Grammatik Eigenschaften aufweist, welche in keiner anderen Sprache anzutreffen sind und aus nativistischer Sicht gar nicht erworben werden *könnten*.

Obwohl der Konstruktivismus das Vorhandensein einer Universalgrammatik bestreitet, leugnet er die Existenz anderer sprachlicher Universalien nicht. Nativisten gehen davon aus, dass es eine begrenzte Liste von angeborenen grammatischen Kategorien gibt, welche sämtliche erwerbbar und daher alle in Sprachen anzutreffenden grammatischen Kategorien enthält. Laut Haspelmath ist eine solche Annahme einerseits zu restriktiv, weil es immer wieder einzelne Sprachen gibt, welche nicht aufgelistete Kategorien besitzen, und andererseits zu wenig restriktiv, weil so die unterschiedlichen Häufigkeiten der verschiedenen Kategorien nicht erklärt werden können. Er plädiert daher für sogenannte *Implikationsuniversalien* nach dem Schema „Für alle Sprachen gilt: Wenn eine Sprache Kategorie B hat, hat sie auch A“, was auf mehrere Kategorien ausgeweitet werden kann. Je weiter links sich eine Kategorie in einer solchen Sequenz befindet, desto unwahrscheinlicher ist sie. Daraus folgert Haspelmath, dass die sprachliche Vielfalt primär Hinweise auf unterschiedliche Wahrscheinlichkeiten und nicht auf das in Sprachen Mögliche und Unmögliches gibt. Diese unterschiedlichen Wahrscheinlichkeiten der Grammatikalisierung sind wiederum viel besser durch die Performanz als durch eine angeborene Universalgrammatik erklärbar, weshalb der Sprachgebrauch nicht nur die Sprachstrukturen beim Sprachwandel, sondern auch bei der typologischen Variation zu begründen vermag.

Als letzte Analogie zur Grammatikalisierung nennt Haspelmath die phylogenetische Entstehung von Fluch- und Schimpfwörtern im Hebräischen, die ontologisch ebenso automatisch unter den richtigen soziolinguistischen Bedingungen verläuft.

Haspelmath vermutet, dass einige Linguisten die Kompetenz ohne jeglichen Bezug zur Performanz zu beschreiben versuchen, weil ihnen nur Saussures Annahme bekannt ist, dass die *langue* völlig unabhängig von der *parole* sei, nicht jedoch jene, laut welcher die *langue* gleichzeitig das Instrument und das Produkt der *parole* sei.

**Gabriel Schaller**

# Erzähl-Erwerb und Erzählungs-Typen<sup>1</sup>

Die zentrale Erkenntnis des Aufsatzes ist die, dass es neben der Höhepunkt-Erzählung einen zweiten Typ von Alltags-Erzählungen gibt, nämlich die Geflecht-Erzählung. Der Aufsatz ist klar strukturiert: Wagner präsentiert als erstes das Datenmaterial um anschliessend die Frage zu untersuchen, was denn unter *Erzählen* überhaupt zu verstehen sei. Das dritte Kapitel widmet sich den zwei Typen von Alltags-Erzählungen, die im vierten Kapitel zwei Arten des Erzählens gegenübergestellt werden. Im letzten Kapitel wird schliesslich eine Hypothese über den Erzähl-Erwerb formuliert.

## Das Datenmaterial

Eine grosse Schwierigkeit der Erzähl- und Kindersprachforschung besteht im Anspruch, das Datenmaterial aus einer „möglichst ‚natürliche[n]‘ Spracherzeugungssituation“ zu gewinnen, weil nur so gewährleistet wird, „daß man die tatsächlichen Strukturen entdeckt.“ (Wagner 1986: 142) Wagner versucht, dieser Schwierigkeit mit „kontinuierlicher Korpora“ (Wagner 1986: 142) gerecht zu werden. Die Forschenden nehmen also möglichst natürlich am Gespräch teil, ohne die gesuchten Kommunikationssituationen, in Wagners Fall das Erzählen, explizit und damit künstlich zu provozieren.

## Zwei Begriffe von Erzählen

Wagner unterscheidet zwei Begriffe von Erzählen: Einen Oberbegriff und einen Unterbegriff. Der Oberbegriff Erzählen schliesst verschiedene Tätigkeiten ein, es sind dies etwa „Berichten, Beschreiben, Mitteilen, Informieren, Darstellen, Schildern [...] und natürlich auch Erzählen (U).“ (Wagner 1986: 143) Das heisst, dass die Tätigkeit Erzählen (genau wie die Tätigkeit Darstellen oder Schildern) vom Oberbegriff Erzählen umfasst wird. Zwei Bestimmungen von Erzählen (O) müssen nach Wagner zusammenkommen, wenn man in der Umgangssprache von Erzählen spricht. Er charakterisiert sie wie folgt:

- a) Es handelt sich um *vergangene Ereignisse*, an denen der Erzähler in der Regel teilhatte, die für ihn also zum Erlebnis wurden.
- b) Es handelt sich um Ereignisse mit einer bestimmten Zeitstruktur. Das Erzählen richtet sich nach dieser Struktur, die in einem zeitlichen Nacheinander oder einem Nebeneinander [...] bestehen kann. (Wagner 1986: 144)

## Zwei Typen von Alltags-Erzählungen

---

<sup>1</sup>Wagner, Kaus R. (1986): Erzähl-Erwerb und Erzählungs-Typen. In: Wirkendes Wort 36. 142-156.

Die Tatsache, dass man in der Forschung lange Zeit nur von einem Typ von Erzählungen ausging, führt Wagner auf die einseitige Materialgewinnung zurück. Das Sprachmaterial wurde stets mit derselben Frage ausgelöst: „Waren Sie schon einmal in einer Situation, in der Sie meinten, in ernster Gefahr zu sein, getötet zu werden?“ (Zitiert nach: Wagner 1986: 145) Es ist nicht verwunderlich, dass die Wiederholung dieser einen Frage bezüglich der Erzähl-Struktur zu einseitigem Material führte, quasi ausnahmslos wurden Höhepunkt-Geschichten wiedergeben. Für Wagner ist klar, dass er ohne die Korpusarbeit nicht darauf gekommen wäre, „daß es noch einen zweiten Erzählungs-Typ gibt.“ (Wagner 1986: 143)

Der zweite Erzählungs-Typ ist die Geflecht-Erzählung. Wagner zeigt den Unterschied der beiden Typen anhand von sieben Untersuchungspunkten auf. Im zweiten Punkt geht er auf einen Unterschied im Bekanntheitsgrad der im jeweiligen Erzähl-Typus geschilderten Informationen ein. Er erklärt, dass der Höhepunkt-Typ nach dem Muster „Weisst du schon das Neueste?“ (Zitiert nach: Wagner 1986: 147) funktioniert und dem Hörer unbekannt, neue Informationen präsentiert werden. „Das Geflecht-Erzählen dagegen hat es mit prinzipiell Bekanntem zu tun, das von den Erzählern gemeinsam erlebt, unterschiedlich erinnert und im Erzählen verschieden betont wird.“ (Wagner 1986: 147) Einen weiteren Unterschied sieht Wagner im zeitlichen Ablauf der geschilderten Ereignisse. Während beim Höhepunkt-Typ im Erzählen dem „zeitlichen Ablauf der Ereignisse“ (Wagner 1986: 148) gefolgt wird, also ein zeitliches Nacheinander die Struktur beherrscht, ist die Erzählstruktur der Geflecht-Erzählung viel freier: Die verschiedenen Erzählbeiträge werden spontan und damit zufällig realisiert. „Es muß nicht erst dies und dann das und schließlich jene erzählt werden, damit der Zuhörer folgen kann.“ (Wagner 1986: 148) Auf einen weiteren Unterscheidungspunkt, monologisches vs. dialogisches Erzählen, der zwei Erzählungs-Typen wird in einem separaten Kapitel spezifisch eingegangen.

### **Zwei Arten des Erzählens**

Die Erzähl-Typen sind das Produkt des Vorgangs Erzählen. Unterscheiden lässt sich aber nicht nur das Produkt, sondern auch der Prozess: Fast ausschliesslich monologisch werden Erzählungen des Höhepunkt-Typs realisiert. Dialogisch hingegen werden Geflecht-Erzählungen realisiert. Innerhalb des dialogischen Erzählens lässt sich wiederum das a) symmetrische, gleichberechtigte Erzählen vom b) asymmetrischen, helfenden Erzählen unterscheiden.

### **Drei Stufen des Erzähl-Erwerbs**

Wagner stellt – in Anlehnung an die vorherigen Erkenntnisse – die Hypothese auf, dass die Erzählkompetenz in folgenden Stufen erworben wird: 1. Stufe: Erwerb von Erzählen (0). 2. Stufe: Erwerb des diaologischen Erzählens in Geflecht-Erzählungen. 3. Stufe: Erwerb des monologischen

Erzählens in Höhepunkt-Erzählungen.